

Ruth Klüger

weiter
Eine Jugend
leben

Wallstein

es gerne mit ihren Lehrern tun. Das änderte sich jetzt schlagartig, die Selbstverachtung der Juden war nichts für mich, ich hatte auf das Gegenteil gesetzt, aufs selbstbewußte Judentum. Was er da gesagt hatte, war auf derselben Ebene wie Tante Rosas Behauptung, daß die schlechterzogenen Kinder Risches machen.

Bald darauf habe ich, mit Genehmigung meiner Mutter, aufgehört, die Schule zu besuchen. Ich hatte mich zu Hause regelmäßig beschwert über die Sinn- und Trostlosigkeit dieser Anstalt, die immer weniger zu bieten hatte, von den Strapazen des Schulwegs zu schweigen. Eine Zeitlang, nachdem ich die Schule verlassen hatte, erhielt ich noch private Englischstunden von einer gebürtigen Engländerin, die die Nazis bewunderte und die mir dementsprechend verhaßt war. Wie aber, fragt mich ein jüngerer Freund, konnte meine Mutter überhaupt darauf kommen, eine Nazisympathisantin als Hauslehrerin anzustellen? Ich antworte, es war nicht so leicht, Nazis von Nichtnazis wie Kraut von Rüben zu unterscheiden. Überzeugungen waren ungefestigt, Stimmungen schwankten, Sympathisanten von heute konnten schon morgen Gegner sein und umgekehrt. Meine Mutter meinte, der schöne britische Akzent sei die Hauptsache und die politischen Ansichten meiner Lehrerin gingen mich nichts an, ich könnte so oder so was von ihr lernen: Sie hatte Unrecht, der Lehrerin war das Judenmädels nicht angenehmer als sie es mir war, diese Stunden waren eine einzige Quälerei aus gegenseitiger Abneigung. Was immer ich lernte, hab ich bis zur nächsten Stunde prompt vergessen, mit einer Gründlichkeit, die einer Penelope Ehre gemacht hätte.

Inbegriff des Straßenkindes in meiner Schulzeit war mir eine gewisse Liesel, die ein paar Jahre älter als ich und körperlich viel entwickelter war, sich mit ihrem Wissen in Sachen Menstruation und Sexualität brüstete und daraus Anspruch auf Überlegenheit ableitete. Den hatte sie sowieso, denn sie war in einer höheren Klasse und war daher, in der unumstößlichen Hierarchie der Schule, Respektperson für die Jüngeren. Sie wußte, daß ich Gedichte schrieb und die

Klassiker las, und sie ließ keine Gelegenheit verstreichen, sich über mich lustig zu machen. »Du kannst doch das und das auswendig. Sag's auf.« Ich ging ihr erfreut auf den Leim und rezitierte. Dann verzog sich ihr Mund zu einem höhnischen Grinsen, weil sie etwas aus dem Text herausgelesen hatte, was den Versen eine unanständige Nebenbedeutung gab, was *mich* wieder unglaublich verletzte. Ihre Mutter war tot, ihr Vater arm und ungebildet. Wie sehr sie diesen Vater liebte, sollte ich noch erfahren. Auch daß sie aus dieser ganzen Schulzeit der Mensch ist, der den tiefsten Eindruck auf mich hinterlassen hat.

3

Ich kenne die Stadt meiner ersten elf Jahre schlecht. Mit dem Judenstern hat man keine Ausflüge gemacht, und schon vor dem Judenstern war alles Erdenkliche für Juden geschlossen, verboten, nicht zugänglich. Juden und Hunde waren allerorten unerwünscht, und wenn man doch einen Laib Brot kaufen mußte, dann betrat man den Laden an dem Schild vorbei, auf dem zu lesen war: »Trittst als Deutscher du hier ein, / Soll dein Gruß Heil Hitler sein.« Kleinlautes »Grüß Gott« meinerseits, die Bäckerin grußlos, nur ein grobes »Was willst du?« Ich war immer erleichtert, wenn die beiden schlichten Grußworte auf ein Echo stießen und meinte, wohl mit Recht, es läge auf arischer Seite ein leiser, aber deutlicher Protest darin, etwa: »In Gottes Hand begeb ich mich, nicht in Hitlers«.

Was alle älteren Kinder in der Verwandtschaft und Bekanntschaft gelernt und getan hatten, als sie in meinem Alter waren, konnte ich nicht lernen und tun, so im Dianabad schwimmen, mit Freundinnen ins Urania-Kino gehen oder Schlittschuh laufen. Schwimmen hab ich nach dem Krieg in der Donau gelernt, bevor sie verseucht war; aber nicht bei Wien, auch Fahrrad fahren anderswo, und Schlittschuhlaufen nie. Letzteres hat mir besonders leid getan, denn ich

hatte es gerade ein paarmal wackelnd ausprobiert, da war es aus damit. Sprechen und lesen kann ich von Wien her, sonst wenig. An judenfeindlichen Schildern hab ich die ersten Lesekenntnisse und die ersten Überlegenheitsgefühle geübt. Jüngere als mich gab es zufällig nicht in diesem Kreis, ich war die Jüngste und daher die einzige, die nicht in ein sich erweiterndes Leben hineinwachsen konnte, die einzige, die nicht im Dianabad schwimmen lernte, und die einzige, die die österreichische Landschaft nur den Namen nach kannte: Semmering, Vorarlberg, Wolfgangsee. Namen, die vom Nichtkennen her noch idyllischer wurden. Wie eine volle Generation lag es zwischen mir und den Cousins und Cousinen und noch heute zwischen mir und den Exulanten aus Wien, die sich dort einmal frei bewegt haben. Alle, die nur ein paar Jahre älter waren, haben ein anderes Wien erlebt als ich, die schon mit sieben auf keiner Parkbank sitzen und sich dafür zum auserwählten Volke zählen durfte. Wien ist die Stadt, aus der mir die Flucht nicht gelang.

Dieses Wien, aus dem mir die Flucht nicht geglückt ist, war ein Gefängnis, mein erstes, in dem ewig von Flucht, das heißt vom Auswandern, die Rede war. Ich sah uns sozusagen immer auf dem Sprung und im Begriff abzureisen, mit gepackten Koffern eher als für die nächsten Jahre gemütlich eingerichtet. Ich konnte mir daher auch keine Gewohnheiten leisten, und wenn ich mich langfristig auf etwas freuen wollte, wie zum Beispiel auf das kontinuierliche Lesen der Kinderzeitschriften ›Der Schmetterling‹ und ›Der Papagei‹, so korrigierte ich diese Vorfreude gleich mit der Hoffnung, noch vor der übernächsten Nummer in einem anderen Land zu sein.

Ich war im September 1937 eingeschult worden, kurz vor meinem sechsten Geburtstag, ein halbes Jahr vor Hitlers Einmarsch. Vorher war wenig, außerhalb der Familie. Einmal sind wir im Auto nach Italien gefahren, auf Sommerfrische, und als wir über der Grenze waren, mußten wir auf der anderen Straßenseite weiter, wie komisch, denn in Österreich fuhr man bis Hitler auf der linken Seite. Damals gab es

noch keinen Stau auf den Landstraßen, und als weiter südlich auf einer einsamen, staubigen Straße ein Auto mit dem Kennzeichen Österreichs an uns vorbeifuhr, haben wir alle wie die Irren gewinkt. Und die haben ebenso zurückgewinkt. Aber die kennen wir nicht. Zu Haus hätten wir denen nicht gewinkt. Ich war entzückt von der Entdeckung, daß Fremde in der Fremde sich begrüßen, weil sie anderswo zur selben Gemeinschaft gehören. Ich bin aus Österreich (wo man auf der richtigen Straßenseite fährt und deutsch spricht). Das stimmt, das gilt, das ist, wie mir hier in Italien aufgeht, ein Satz, der mich beschreibt. Ich sollte bald eines Besseren belehrt werden, aber nicht sogleich.

Als ich nach dem ersten Schultag aus dem Schultor kam, wo alle Eltern zu ihren Kindern drängten, sah ich meinen Vater zunächst gar nicht. Er stand ganz hinten, angelehnt an ein Gitter, noch keine vierzig war er damals. Mein Gott, ich bin so viel älter geworden als er je war. Als ich ihn vorwurfsvoll fragte, warum so weit vom Eingang, denn mir waren ja schon die Tränen gekommen, weil niemand mich abholte, erwiderte er: »Warum sich drängen? Wir hab'n ja nix zu versäumen.« Da schien er mir der Vornehmste von allen, und die anderen Eltern mit ihren Ellbogen waren ordinär. Ich nahm ihm versöhnt das Stanitzel, österreichisch für Tüte, mit den Bonbons ab, legte meine Hand in seine und ging sehr zufrieden mit ihm nach Hause.

Ungefähr ein Jahr später gingen wir wieder Hand in Hand durch die Straßen. Wir wohnten im 7. Bezirk, Neubau. Es war im November '38. Auf der Mariahilferstraße hat er mir die zerbrochenen Fenster der Geschäfte gezeigt, fast schweigend, nur immer mit kurzen Hinweisen: »Da kann man jetzt nicht mehr einkaufen. Das ist geschlossen, du siehst ja. Warum? Die Leut, denen das gehört, sind Juden wie wir. Darum.« Ich, voller Schreck und Neugier, hätte gern weitere Fragen gestellt, und gleichzeitig spürte ich, daß er vielleicht selbst nicht weiter wußte, und prägte mir das Gesagte ein. (Siehst du, ich weiß es noch.)

Ich hab zwei Photos von ihm, das eine ist auf seinem Stu-

dentenausweis, da sieht er jung und draufgängerisch aus. Das war die Zeit, als er um meine Mutter warb, er ein mittelloser Medizinstudent, in einer Stadt, wo es zu viele Ärzte gab, und sie die Tochter eines wohlhabenden Ingenieurs und Fabrikdirektors. Ihr Vater gab sie dann auch einem anderen, einer besseren Partie. Aus den Büchern von Arthur Schnitzler, der zehn Tage vor meiner Geburt in Wien gestorben ist (das ist mir wichtig, er ist ein Ahnherr, ich denk mir, der hat mir sein Wien vermacht), weiß ich gewissermaßen mehr über meine Eltern als aus der Erinnerung. Der »andere« war ein Langweiler, ein Pedant und geizig, so die Familientradition. Meine Eltern, junge Menschen aus Arthur Schnitzlers Welt, der Student und die Frau des geizigen Pedanten, hatten eine Liebesaffäre, die sich zwischen Wien und Prag abspielte, zwei Städte, zwischen denen man damals leicht hin- und herpendeln konnte, und nachher nicht mehr, und erst sozusagen seit vorgestern wieder. Eine unerreichbare Stadt schien mir Prag, einige Jahre später, nur von den Beschreibungen meiner Mutter bekannt, als es galt, ihren Sohn, meinen Halbbruder Jiři, auf deutsch Georg, auf österreichisch Schorsch, von Wien aus in Prag abzuholen. Was nicht gelang.

Meine Mutter ließ sich scheiden, ein ungewöhnlicher Schritt, ihr Vater verzieh ihr und versorgte sie noch für die zweite Ehe. Mein Bruder, das Kind dieser Schnitzlernovelle mit Werfelschem oder Zweigschem Einschlag, kam also von Prag nach Wien mit unserer Mutter, die nun endlich ein paar Jahre lang das haben sollte, was sie sich gewünscht hatte, den feschen Medizinstudenten aus armer Familie, diese eher von Joseph Roth, neun Kinder, die Mutter Witwe. Er, mein Vater, das siebte Kind und der einzige, der studiert hatte, war inzwischen Arzt geworden, jetzt bekam er noch eine Frau mit Mitgift dazu, nach einem Jahr ein Kind. Zwar ein Mädchen, aber immerhin. Es ging ihnen gut.

Mein Gedächtnis setzt ein. Mein Halbbruder, der sechs Jahre älter war, hat eine Taschenlampe gehabt, die konnte man unter der Decke anschalten, da wurde es hell unter der